

---

# Kapitel I: Warum die Deutschen immer unzufriedener werden

---

*Es könnte uns viel besser gehen*

---

»Mit Deutschland geht es bergab. Die Amerikaner stellen es geschickter an, ihre Wirtschaft zum Boomen zu bringen.«

»Japanische Firmen laufen den deutschen immer noch den Rang ab.«

»In Amerika gibt es zu viel Armut. Vom Wirtschaftswachstum profitieren nur die allerwenigsten.«

»Die Japan AG ist sowieso auf ganzer Front gescheitert.«

»In Deutschland gibt es kaum noch echte Unternehmer.«

»Das amerikanische ›Hire and Fire‹ ist unsozial. Die Arbeitnehmer leben in ständiger Existenzangst.«

»Die japanischen Firmen sind deshalb so erfolgreich, weil die Leute dort für wenig Geld bis in die Nacht arbeiten. Bei uns wäre so etwas gar nicht möglich.«

»Wenn wir längere Arbeitszeiten hätten, würde der Konsum darunter leiden.«

Wer hat nicht schon einmal solche und ähnliche Aussagen gehört oder gar selbst im Munde geführt? Über die drei großen Volkswirtschaften kursieren viele widersprüchliche Meldungen und Meinungen. Doch was steckt tatsächlich dahinter? Wie »gut« oder »schlecht« geht es uns wirklich im Vergleich zu Amerikanern und Japanern, und worauf lassen sich die Unterschiede zurückführen? Das wollen wir uns im Folgenden einmal näher anschauen: Denn letztendlich ist ja das Wohlbefinden der Bürger ein Maßstab für die Leistungsfähigkeit unseres Gesellschaftssystems.

---

## Mittlere Zufriedenheitswerte für Deutschland

Wohlbefinden ist eine rein subjektive Sache, die nicht im streng wissenschaftlichen Sinn »gemessen«, sondern bestenfalls abgefragt werden kann. Beginnen wir daher mit einem Vergleich der Zufriedenheitswerte, entnommen aus einer Untersuchung des Jahres 2002

in mehr als 40 Ländern<sup>4</sup>. Am wohlsten fühlen sich demnach die Amerikaner: Zwei Drittel bezeichneten ihre Zufriedenheit mit dem eigenen Leben als »gut« oder »sehr gut«. Von den Deutschen taten dies immerhin die Hälfte, von den Japanern nur ein Drittel (*Schaubild 1*). Ihre persönliche Entwicklung während der letzten fünf Jahre beurteilten rund 50 Prozent der US-Bürger positiv, aber nur 40 Prozent der Deutschen und ganze 20 Prozent der Japaner. Entsprechend sind die negativen Antworten umgekehrt verteilt (*Schaubild 2*).

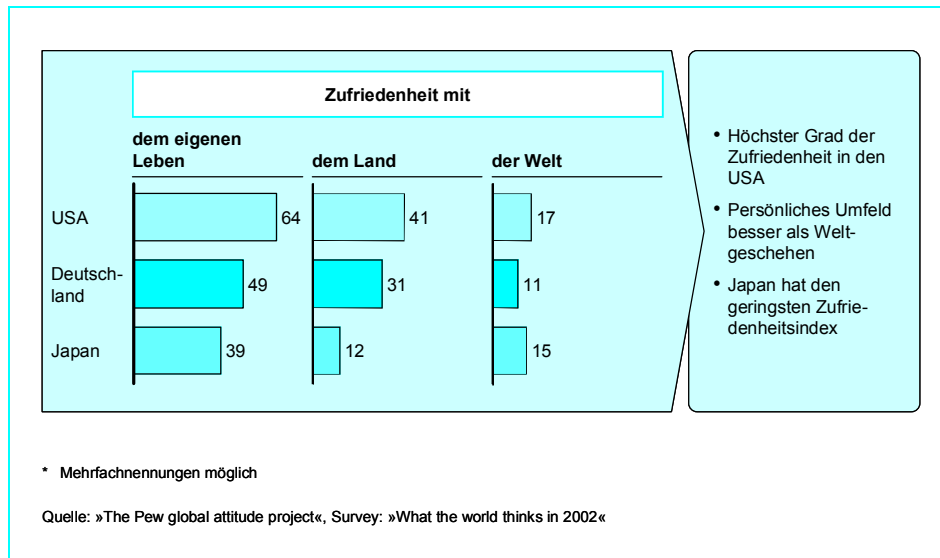


Schaubild 1: Allgemeine Zufriedenheit\* (in Prozent)

Mit der eigenen Familie ist man in allen drei Ländern recht zufrieden, ebenso – auf etwas geringerem Niveau – mit dem Beruf (Ausnahme: Japan) und dem Haushaltseinkommen. Was aber die Zufriedenheit mit dem eigenen Land angeht, so antworten ganze 12 Prozent der Japaner positiv, verglichen mit 40 Prozent der Amerikaner und knapp einem Drittel der Deutschen. Am wenigsten zufrieden sind alle mit der Welt insgesamt (vgl. *Schaubild 1*).

Die generelle Tendenz (übrigens auch in anderen Industrieländern) ist klar: Je weniger man direkt betroffen ist, desto mehr hat man zu kritisieren. Die Gründe sind – kaum überraschend – in den einzelnen Ländern etwas unterschiedlich gewichtet: Die Amerikaner sehen den Terrorismus, den moralischen Niedergang und die Kriminalität als Hauptprobleme, die Japaner stellen die Kriminalität und die Korruption in der Politik noch vor den Terrorismus – zwei Faktoren, die auch hier in Deutschland als ernste Probleme gesehen werden.

4 The Pew Global Attitude Project, Umfrage: »What the world thinks in 2002«.

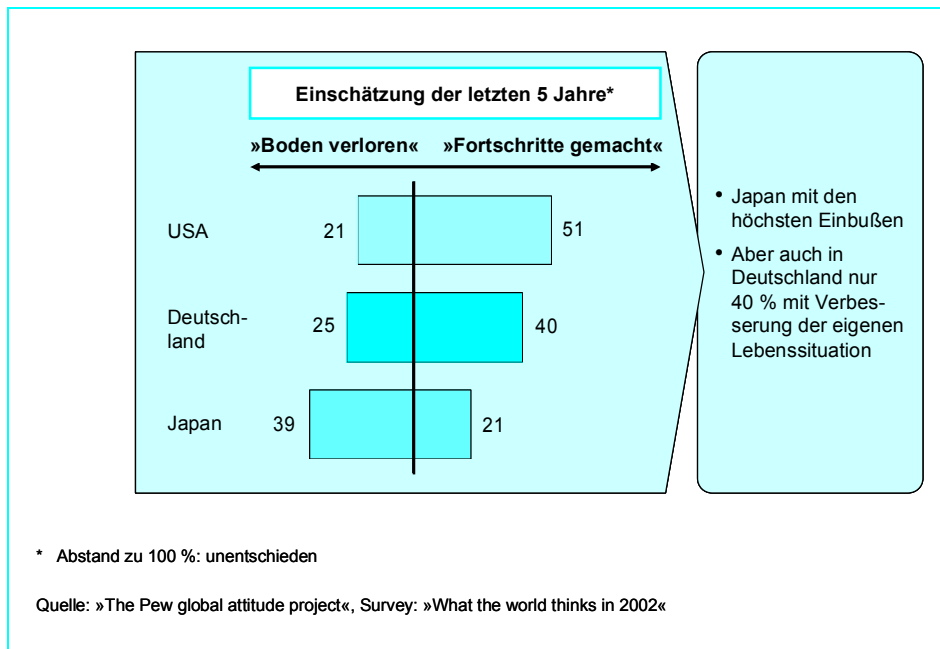


Schaubild 2: Einschätzung der Entwicklung der eigenen Lebenssituation während der letzten fünf Jahre (in Prozent)

Auch die größten Gefahren für die Weltbevölkerung werden unterschiedlich beurteilt: Während die Amerikaner nukleare Waffen sowie religiöse und ethnische Konflikte im Vordergrund sehen, nennen die Japaner an erster Stelle nukleare Waffen und Umweltverschmutzung, die Deutschen religiöse und ethnische Konflikte sowie den Konflikt zwischen Arm und Reich. Interessanterweise stimmen über 80 Prozent der Japaner in diesen Aussagen überein, während es in Deutschland für keine der Aussagen mehr als 50 Prozent Zustimmung gab – und das, obwohl Mehrfachnennungen möglich waren. Wir geben also ein viel diffuseres Bild ab, die USA liegen in der Mitte. Hier haben wir einen ersten Indikator dafür, dass Japan am stärksten von gemeinsamen Werten geleitet wird.

Die oben beschriebenen Zufriedenheitsraten – bei denen ja die Deutschen gerade eben im Mittelfeld lagen – sind umso erstaunlicher angesichts dessen, was eine Untersuchung von 215 Städten im Hinblick auf die empfundene Lebensqualität zu Tage förderte<sup>5</sup>: Demnach schneiden unsere deutschen Städte nämlich recht gut ab. Zwei davon – Frankfurt und München – haben es immerhin in die Top 10 geschafft, wo keine amerikanische oder japanische Stadt vertreten ist. Erst unter den Top 25 finden sich San Francisco, Honolulu und Tokio, allerdings gemeinsam mit Düsseldorf, Berlin, Nürnberg und

5 Mercer Human Resource Consulting – Quality of Life Survey, McKinsey-Analyse.

Hamburg. Ein erfreuliches Ergebnis für unsere Städte, die ja infolge der föderalen Strukturen relativ zahlreich sind. Trotz der offenbar hohen Lebensqualität ist jedoch die Haltung hier zu Lande eindeutig negativer als in den USA, am pessimistischsten ist man aber in Japan.

Die unterschiedliche Grundhaltung spiegelt sich auch in den Erwartungen an die Zukunft wider (Schaubild 3): Auch hier sind fast zwei Drittel der Amerikaner optimistisch gestimmt, und nur ganze 7 Prozent äußern sich skeptisch; in Deutschland und Japan dagegen blickt nur jeweils ein Drittel optimistisch in die Zukunft. Eine aktuelle Umfrage der EU-Kommission aus dem Jahr 2004 liefert weitere Erkenntnisse zum Stimmungsbild hier zu Lande: Über die Hälfte der Deutschen äußerte die Ansicht, dass sich die Wirtschaft 2004 schlechter entwickeln würde als im Vorjahr (Gesamt-EU: 46 Prozent). Nur 11 Prozent erwarteten eine Verbesserung ihrer finanziellen Situation, ganze 12 Prozent hoffen auf bessere Chancen im Arbeitsmarkt (EU-Werte: 23 bzw. 21 Prozent).<sup>6</sup>

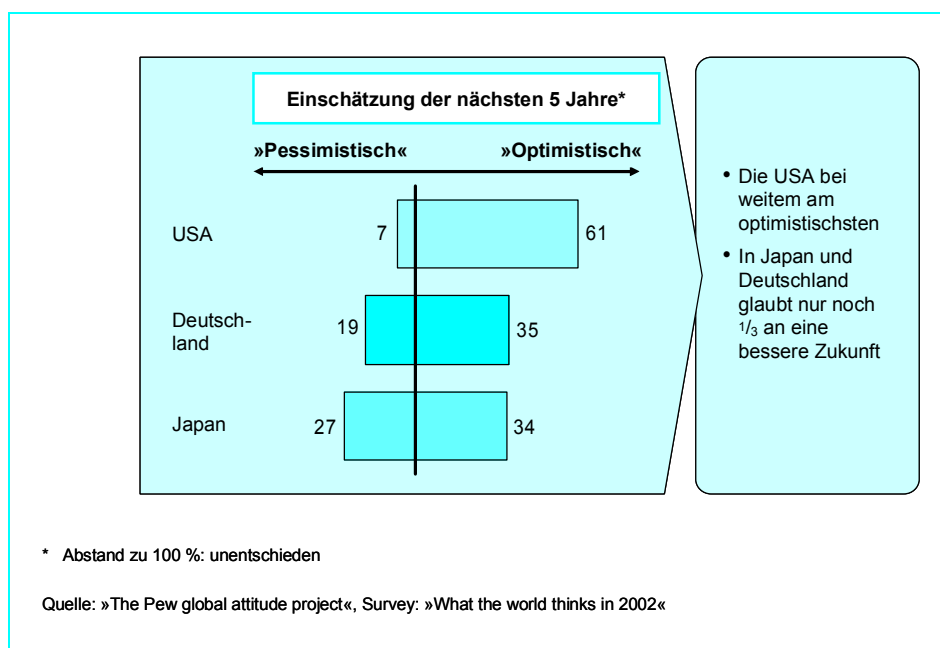


Schaubild 3: Einschätzung der Entwicklung der nächsten fünf Jahre (in Prozent)

Die innere Einstellung dürfte hier eine zentrale Rolle spielen. Denn 93 Prozent der Japaner und 71 Prozent der Deutschen halten ihre nationale Wirtschaftssituation für schlecht, sehen das aber nicht als ihr persönliches Problem. Die Amerikaner dagegen

<sup>6</sup> Manager Magazin, 2/2004, S. 78: Baustelle, von H. Müller.

beurteilen ihre Lage weit positiver, wobei sie sich auch viel mehr mit der Gesamtwirtschaftslage identifizieren (Schaubild 4). Zufriedenheit und Optimismus sind in den USA insgesamt am stärksten ausgeprägt. Am unzufriedensten sind die Japaner. Wir Deutschen sind ebenfalls nicht besonders glücklich mit unserer Lage, auch der Zukunftsglaube ist stark rückläufig, und persönliche Betroffenheit will sich bei uns offenbar nicht einstellen.

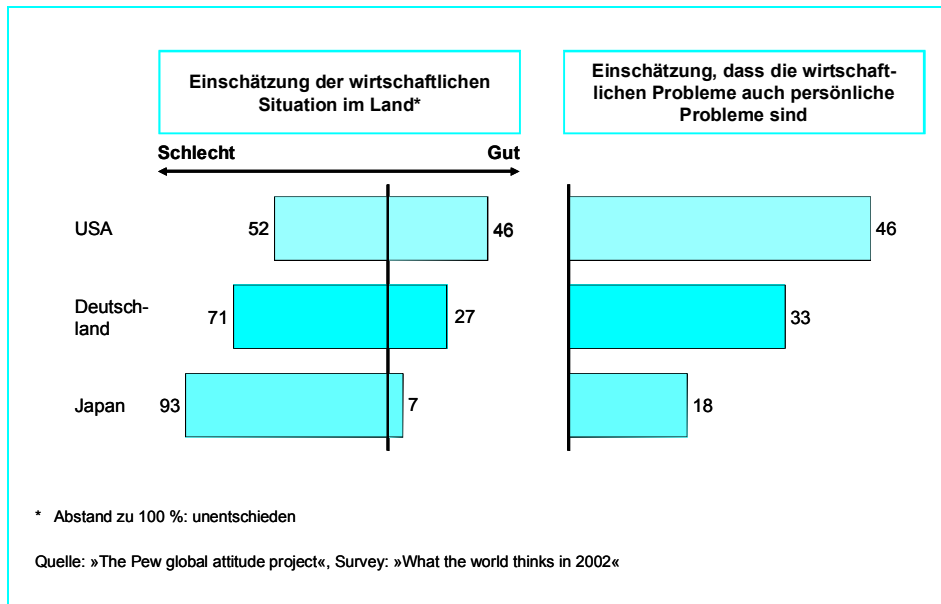


Schaubild 4: Einschätzung der wirtschaftlichen Situation (in Prozent)

Um diese Ergebnisse richtig einordnen zu können, muss man grundlegende kulturelle Unterschiede zwischen den drei Nationen berücksichtigen: So tendieren die Amerikaner von Haus aus eher zu Aussagen wie: sie seien »sehr glücklich«, denn das wird in der Gesellschaft positiv gesehen. In Japan dagegen passt eine solche Haltung nicht zur Kultur und den Verhaltensnormen – dort zieht man ein moderates Auftreten vor. Auch wir Deutschen neigen eher zu Zurückhaltung oder Pessimismus, enthusiastische Äußerungen liegen uns weniger. In einem anderen Punkt aber unterscheiden wir uns ganz wesentlich von den Japanern: Dort haben Familie und Freundschaften einen so hohen Stellenwert, dass man die eigene Selbstverwirklichung eher unterordnet und Harmonie anstrebt. Bei uns hingegen scheint der Drang nach individuellem Glück und Erfolg die soziale Einbindung immer stärker zu verdrängen.

Bevor wir uns nun den objektiven Daten und Fakten zum Thema Wohlergehen zuwenden, lassen Sie uns einen kurzen Abstecher machen: in einen Bereich der Wissenschaft nämlich, der sich mit den wichtigsten Einflussfaktoren für das persönliche, subjektive Wohlbefinden befasst.

## Einflussfaktoren des Wohlbefindens

Glück und Wohlbefinden: Alle streben danach, in der Verfassung der USA ist es sogar verankert. Die große Frage ist natürlich: Wovon hängt es ab? Es gibt eine Reihe von Ansätzen, die versuchen, Zusammenhänge mit bestimmten Umfeldfaktoren herzustellen. Die beiden Princeton-Autoren Frey und Stutzer haben diese Ansätze in einem umfassenden Werk zusammengestellt<sup>7</sup> und kommen dabei immer wieder auf dieselbe Gruppe von Faktoren zurück:

- Gesundheit, Beschäftigungssituation und die Entwicklung des verfügbaren Einkommens haben hohe Bedeutung, unmittelbar gefolgt vom familiären Umfeld.
- Mittlere bis hohe Bedeutung wird dem politischen Umfeld beigemessen.
- Geringere Bedeutung haben offenbar die demografischen Faktoren (Alter, Geschlecht) und das Bildungsniveau.

Da sich all diese Faktoren laufend verändern, unterliegt auch das persönliche Wohlbefinden einem ständigen Veränderungsprozess: Der Mensch beurteilt seine Situation immer wieder aufs Neue in Relation zur Lage Anderer, zu vergangenen Erfahrungen und künftigen Erwartungen.

Am stärksten korreliert die **Gesundheit** mit dem Wohlbefinden: Ihr wird in fast allen Umfragen die höchste Priorität eingeräumt. Gleich danach kommen die beiden makroökonomischen Faktoren Arbeitslosigkeit und Inflation (die ich hier der Einkommensentwicklung zuordne, siehe unten): Diese beiden rangieren sogar höher als das absolute Einkommen (*Schaubild 5*).

Die **Beschäftigungssituation** steht nicht umsonst an prominenter Stelle: Aus einschlägigen Analysen (*Schaubild 6*: Vergleich der Bundesländer) und vielen Fallbeispielen wissen wir heute, wie stark Arbeitslosigkeit das persönliche Wohlbefinden beeinträchtigen kann – selbst dann, wenn durch Sozialhilfe und Arbeitslosengeld (oder auch durch Schwarzarbeit) ein monetärer Ausgleich geschaffen wird. Laut einer englischen Studie beeinflusst Arbeitslosigkeit das Wohlbefinden sogar stärker als familiäre Krisen wie zum Beispiel Scheidungen. Natürlich hat das auch viel mit den gesellschaftlichen Werten zu tun: Arbeit wird als etwas äußerst Wichtiges angesehen, sie verschafft Achtung, definiert die eigene Rolle und den sozialen Status, und ohne sie riskiert man Isolation. Besonders extrem drückt sich das in Japan aus, wo es Usus ist, beim Kennenlernen sofort Visitenkarten auszutauschen – die Identifikation mit dem Unternehmen spielt also fast eine wichtigere Rolle als der eigene Name. Nicht zuletzt schafft die Arbeit auch Einkommen, das wiederum die Grundlage für den privaten Konsum darstellt – und der ist, wie wir noch zeigen werden, eine der Hauptstützen der Volkswirtschaft.

---

7 Bruno S. Frey, Alois Stutzer: *Happiness & Economics*, Princeton University Press, 2002.

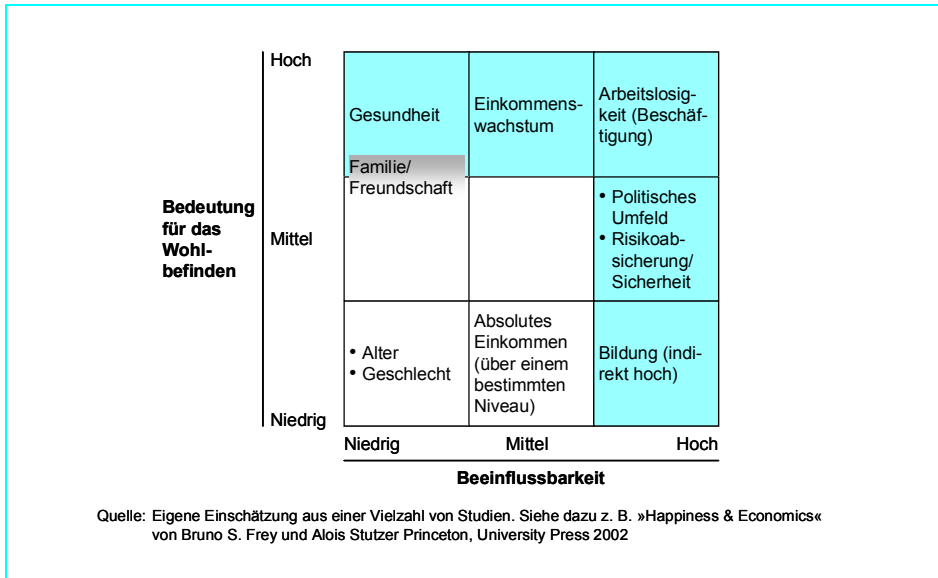


Schaubild 5: Kriterien für das Wohlbefinden und ihre Beeinflussbarkeit

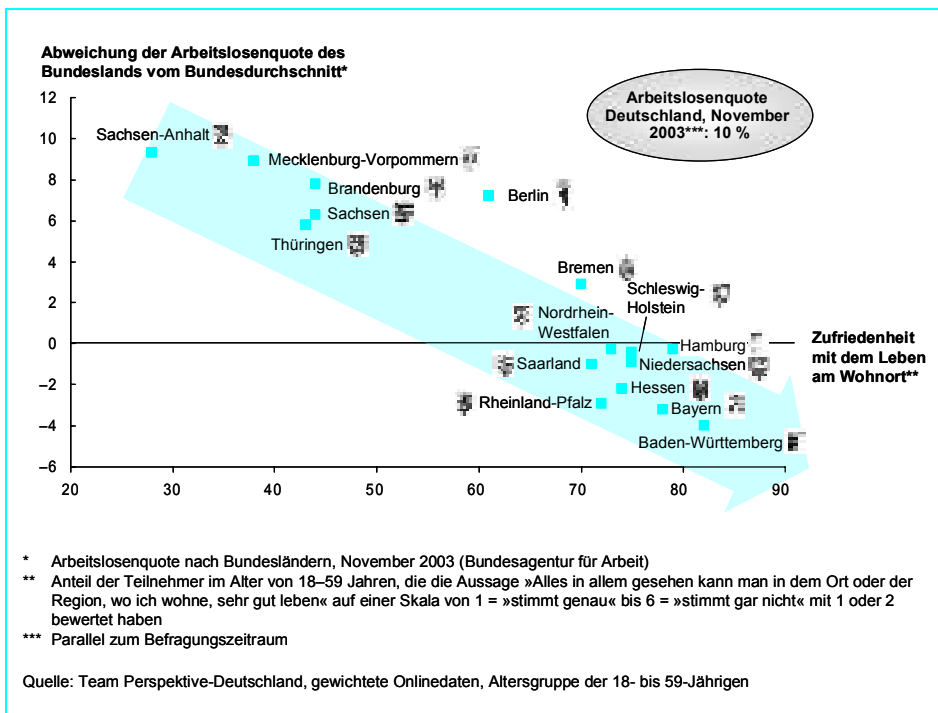


Schaubild 6: Zusammenhang zwischen regionaler Zufriedenheit und Arbeitslosenquote (in Prozent)

Das **Einkommen** spielt eine große Rolle, da es die Konsummöglichkeiten bestimmt. Tendenziell sind die Menschen in reichen Ländern glücklicher als in armen Ländern (*Schaubild 7*), allerdings nimmt diese Korrelation ab einem Jahreseinkommen von etwa 10.000 US-Dollar ab – es tritt ein gewisser Sättigungseffekt ein. Auch lässt sich innerhalb einzelner Länder beobachten, dass Zufriedenheitswerte nicht im gleichen Maß steigen wie das Volkseinkommen. So konnte Japan von den drei Ländern zeitweise den größten Zuwachs verzeichnen; das Bruttonettoprodukt hat sich dort von 1958 bis 1988 versechsfacht. Dennoch blieb die allgemeine Zufriedenheit mit dem Leben fast konstant.<sup>8</sup> Sicherlich spielt dabei auch die Gewöhnung eine Rolle: Einkommenszuwächse erhöhen zwar kurzfristig das Wohlfühl, aber auch die Erwartungen an die Zukunft, was wiederum zu einer Nivellierung des Wohlbefindens führt: »The more you get, the more you want.«

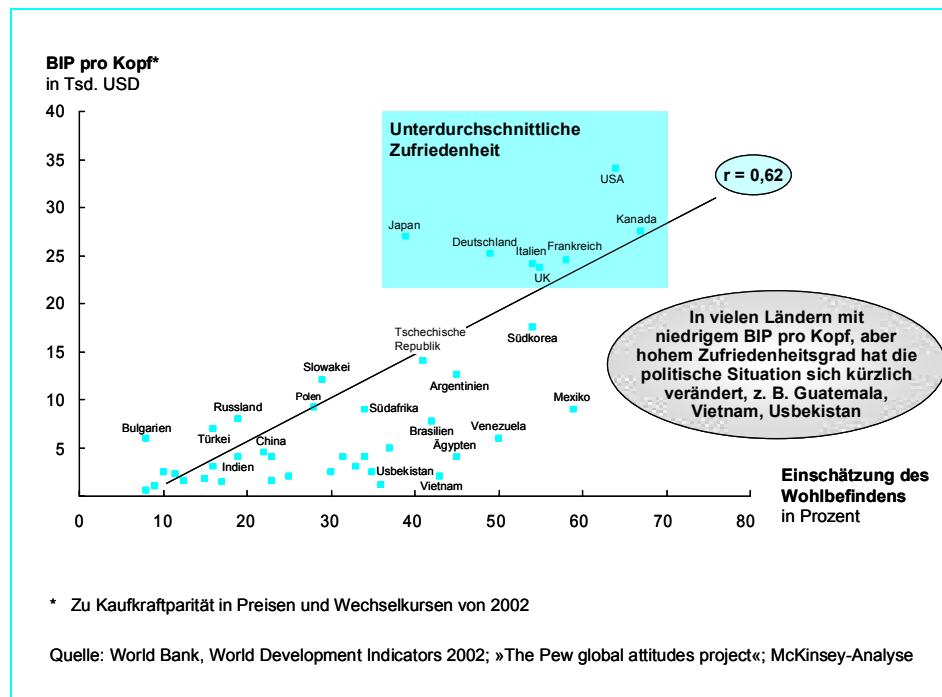


Schaubild 7: Korrelation zwischen Bruttonettoprodukt und Wohlbefinden der Bevölkerung

Ganz eindeutig ist jedoch die Relation zwischen Zufriedenheit und *langfristigen* Zuwachsraten, zumindest in den hoch entwickelten Ländern: Dort, wo wir generell hohes Einkommenswachstum vorfinden, sind die Menschen tendenziell zufriedener (*Schaubild 8*). Das Wohlbefinden hängt offenbar weniger vom absolut erreichten Wohlstand ab als von dessen Entwicklung – natürlich in Relation zu den eigenen Erwartungen.

8 Daten von Penn World Tables und World Database of Happiness: Aus Happiness & Economics ..., S. 9.



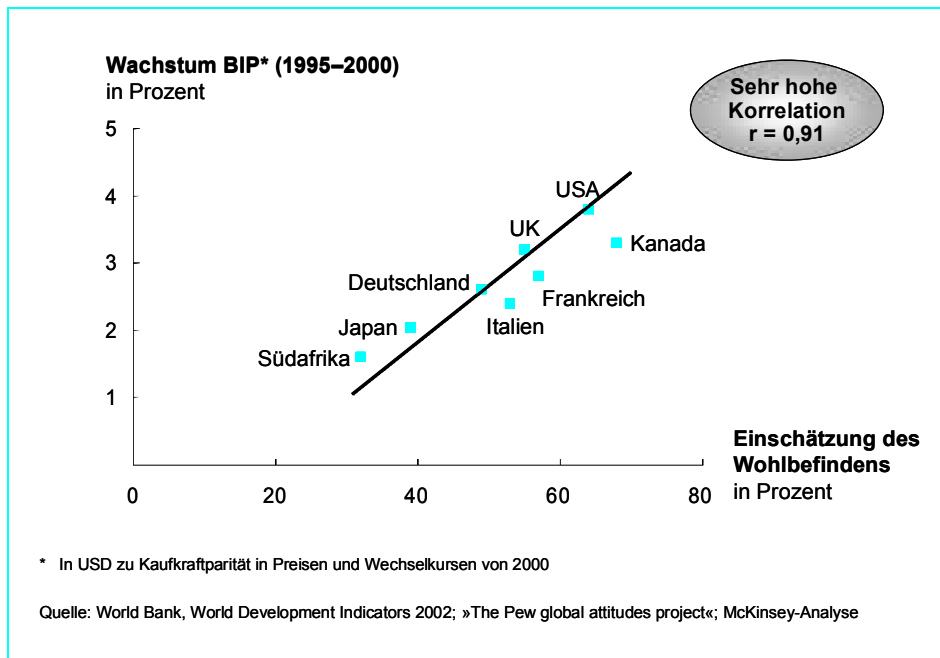


Schaubild 8: Korrelation zwischen Wachstum des Bruttosozialprodukts und Wohlbefinden

**Familie und Freundschaften** werden in allen einschlägigen Untersuchungen als Einflussfaktoren des Wohlbefindens genannt. Das überrascht wenig, denn ein intaktes soziales Umfeld hilft eben nach wie vor, die Herausforderungen des Alltags zu meistern.

Das **politische Umfeld** – genauer: die Beteiligung an politischen Entscheidungen – korreliert ebenfalls relativ stark mit dem persönlichen Wohlbefinden. Das zeigten Untersuchungen in 46 Ländern, die Anfang der 1990er von dem holländischen Sozialwissenschaftler Ruut Veenhoven durchgeführt wurden. Auch eine Studie in der Schweiz lieferte hierzu sehr interessante Erkenntnisse<sup>9</sup>: Dort hat die Bevölkerung, je nach Kanton, sehr unterschiedliche Möglichkeiten, sich am demokratischen Prozess zu beteiligen. Wie die Studie ganz klar zeigt, steigt das Wohlbefinden der Bevölkerung mit den Möglichkeiten der politischen Beteiligung sowie der Autonomie der Gemeinden. Dieses Kriterium war sogar wichtiger als demografische und wirtschaftliche Faktoren: Zwischen Personen mit besseren und schlechteren politischen Beteiligungsmöglichkeiten waren die Unterschiede im Wohlbefinden ebenso groß wie zwischen den beiden Einkommensgruppen »unter 2000 SFr« und »2000 bis 3000 SFr«.

Die **Bildung** der Befragten scheint recht wenig Einfluss auf den Grad ihrer Zufriedenheit gehabt zu haben. Zwar verschafft eine gute Bildung mehr Möglichkeiten, die persönlichen Lebensumstände zu bewältigen – aber auch bei gebildeten Menschen hängt

9 Happiness & Economics ..., S. 140 ff.

das Glück hauptsächlich davon ab, ob die – mitunter hoch gesteckten – Ziele erreicht werden oder nicht.<sup>10</sup>

**Alter und Geschlecht** wirken sich ja, wie schon erläutert, insgesamt weniger stark auf die Zufriedenheit aus als die übrigen genannten Faktoren. Allerdings lassen sich auch hier einige hoch interessante Beobachtungen machen: So scheinen ganz junge und ältere Menschen tendenziell etwas glücklicher zu sein als das »Mittelfeld«<sup>11</sup> – wobei ja gerade für die Älteren häufig das Gegenteil angenommen wird. Wahrscheinlich beruht ihre höhere Zufriedenheit darauf, dass sie ihre Erwartungen aufgrund der Lebenserfahrung niedriger ansetzen und daher der Erfüllung ihrer Ziele näher kommen. Kritisch könnte man das auch als »Zweckpessimismus« auslegen.

Frauen scheinen insgesamt etwas zufriedener als Männer. Wenn es aber um den Beruf geht, sind die Unterschiede zwischen den Ländern groß: Während Männer und Frauen in Deutschland fast gleiche Werte erreichen, sind die arbeitenden Frauen in den USA etwas glücklicher, in Japan unglücklicher als die berufstätigen Männer<sup>12</sup> – wahrscheinlich ein Indikator für die Anerkennung/Rolle oder die Chancen im Beruf.

Ein Thema kommt meines Erachtens bei all diesen Betrachtungen zu kurz: Es ist die **Sicherheit**. Wir alle wissen aus eigener Erfahrung, welche Bedeutung sie für das persönliche Wohlbefinden hat – sei es nun die Sicherheit vor kriminellen Akten oder auch vor materiellen oder sozialen Krisen. Ich möchte die Sicherheit daher in die Betrachtung aufnehmen und würde ihr ebenfalls mittleren bis hohen Einfluss auf das Wohlbefinden zuschreiben. Die politischen Grundbedingungen klammere ich dafür aus: Wir haben in allen drei Vergleichsländern eine funktionierende Demokratie, und ich habe nicht vor, im Zuge meiner Ausführungen am demokratischen System als solchem zu rütteln – wenn es auch zweifellos Verbesserungsmöglichkeiten gäbe.

## Daten und Fakten zum Lebensstandard

Nachdem wir uns über die wichtigsten Einflussfaktoren des Wohlbefindens Klarheit verschafft haben, wollen wir sie als nächstes anhand einer definierten Durchschnittsfamilie für die drei Länder vergleichen (*Schaubild 9*).

Die deutsche Durchschnittsfamilie besteht aus 2,13 Familienmitgliedern; eingeschlossen sind dabei Single- und Paar-Haushalte mit und ohne Kinder. Vater und/oder Mutter arbeiten durchschnittlich 1.490 Stunden im Jahr und haben 30 Tage Jahresurlaub. Das verfügbare Einkommen liegt bei umgerechnet knapp 23.000 US-Dollar. 41 Prozent der Haushalte leben im Eigenheim mit durchschnittlich 86 qm Wohnfläche.

10 Happiness & Economics ..., S. 58/59.

11 Happiness & Economics ..., S. 53/54.

12 Happiness & Economics ..., S. 54/55.

	Deutschland	Japan	USA
<b>Familiengröße (Personen)</b>	2,13	2,65	2,64
<b>Arbeitsstunden pro Jahr</b>	1.490	1.803	1.904
<b>Ferien pro Jahr (Tage)</b>	30	18	12
<b>Wohnfläche</b>	86 m <sup>2</sup> (41 % eigen)	50 m <sup>2</sup> (60 % eigen)	177 m <sup>2</sup> (70 % eigen)
<b>Verfügbares Einkommen*</b>	22.573	34.792	45.423
<b>Konsum</b>	100 %	92 %	183 %

\* In USD zu Kaufkraftparität

Quelle: National Statistical Offices, OECD-Beschäftigungsausblick 2002, ILO KILM 2003, Groningen Growth & Development Centre (Universität Groningen)

Schaubild 9: Durchschnittsfamilien in den drei Ländern

Die japanische Familie bringt es auf 2,65 Familienmitglieder. In aller Regel arbeitet »nur« der Mann, und zwar 1.803 Stunden im Jahr – also pro Tag über eine Stunde mehr –, und hat 18 Tage Urlaub (von denen meiner Erfahrung nach nur fünf bis zehn Tage in Anspruch genommen werden). Das verfügbare Familieneinkommen beträgt rund 35.000 US-Dollar; dennoch liegt der Konsum insgesamt etwa 8 Prozent unter dem der Deutschen. 60 Prozent der japanischen Familien besitzen ein Eigenheim, allerdings mit einer durchschnittlichen Größe von nur 50 qm.

Der amerikanische Haushalt kommt im Schnitt auf die gleiche Größe wie der japanische (2,6). Bei nur zwölf Tagen Urlaub werden durchschnittlich 1.904 Stunden pro Jahr gearbeitet; dafür verfügt die amerikanische Durchschnittsfamilie über ein Einkommen von über 45.000 US-Dollar. Stolze 70 Prozent der amerikanischen Familien besitzen ein Eigenheim mit einer durchschnittlichen Größe von 177 qm; der Konsum pro Person liegt 83 Prozent über dem in Deutschland.

Die Amerikaner arbeiten also am längsten, erzielen aber auch das bei weitem höchste Einkommen und leisten sich einen hohen Lebensstandard, gemessen an Eigenheimbesitz und Konsum. Die Japaner arbeiten ähnlich viel wie die Amerikaner, erzielen auch ein etwas höheres Einkommen als die Deutschen, können sich dafür aber weit weniger leisten. Damit hätten wir schon einige wesentliche Einflussfaktoren für das Wohlbefinden genannt. Im Folgenden ein detaillierter Vergleich.

## Gesundheit: Bei uns staatlich reguliert

Erster und wichtigster Indikator für die Gesundheit eines Volkes – das wichtigste Kriterium für Zufriedenheit – ist die Lebenserwartung: Sie steigt in allen drei Ländern kontinuierlich an, ist aber in Japan am höchsten. Die USA kommen hier am schlechtesten weg: Dort finden wir nicht nur die höchste Kindersterblichkeitsrate,<sup>13</sup> sondern auch die längste Krankenzeit am Lebensende.<sup>14</sup> Ich werde an dieser Stelle sicher keine Ursachenforschung betreiben, doch die Vermutung liegt nahe, dass diese Zahlen zumindest teilweise mit den Ernährungsgewohnheiten der Amerikaner zu tun haben: Laut OECD sind in den USA 31 Prozent der Bevölkerung übergewichtig (in Deutschland sind es 12 Prozent mit steigender Tendenz, in Japan nur 3 Prozent).<sup>15</sup>

Die Gesundheitsversorgung der Bevölkerung hat in Deutschland als Kernaufgabe des Staates einen hohen Stellenwert, ist aber stark reguliert (was nicht umsonst in jüngster Zeit mehr und mehr in Frage gestellt wird). Ganz anders die USA: Dort gibt es keine gesetzliche Versicherungspflicht; nur etwa 60 Prozent der Amerikaner sind über ihren Arbeitgeber versichert, der freiwillig Beiträge oder Zuschüsse bezahlt. Völlig ohne Krankenversicherung sind derzeit schon 15,2 Prozent der Bevölkerung, und zunehmend ist hiervon auch die mittlere Einkommensschicht betroffen.<sup>16</sup> Viele Regierungen haben sich an diesem Problem versucht, wie jetzt auch wieder Präsident Bush mit seiner Medicare-Reform.

## Einkommen: Deutschland abfallend

Unterteilt man die Anzahl der Haushalte in jedem Land nach der Höhe des Bruttoeinkommens in fünf 20-Prozent-Gruppen – gestaffelt von Niedrig- bis zu Höchstverdienern –, so lassen sich interessante Vergleiche ziehen (*Schaubild 10*). Schauen wir uns zunächst die mittlere Gruppe an: Einsame Spitze ist hier die amerikanische Familie mit über 56.000 US-Dollar, gefolgt von der japanischen Familie mit knapp 52.000 US-Dollar und, weit abgeschlagen, die deutsche Familie mit gut 31.000 US-Dollar. In der Spitzengruppe sind die Unterschiede erwartungsgemäß noch größer: Die Amerikaner liegen hier mit über 167.000 US-Dollar in unerreichbaren Höhen, wiederum gefolgt von den Japanern mit über 105.000 und der deutschen Familie mit knappen 70.000 US-Dollar.

13 OECD Gesundheitsdaten 2002, 4. Ausgabe.

14 OECD Society at a Glance 2002, WHO 2002.

15 OECD Health Data 2003, Center for the Chronic Disease news report/gemessen als Body Mass Index über 30.

16 Financial Times Deutschland, US Census Bureau, 44 Millionen Amerikaner ohne Krankenversicherung, von H. Wetzel.

Gehen wir also zur untersten Einkommensgruppe – spätestens hier, so denken wir, müsste doch wohl die deutsche Familie auf Platz 1 sein, mit all den Segnungen unseres Wohlfahrtsstaates?! Weit gefehlt! Die Spitze bilden hier die Japaner mit gut 31.000 US-Dollar, gefolgt von den USA mit knappen 19.000. Das Schlusslicht – kaum zu glauben – bilden auch hier wieder wir Deutschen mit mageren rund 15.000 US-Dollar (Schaubild 10).

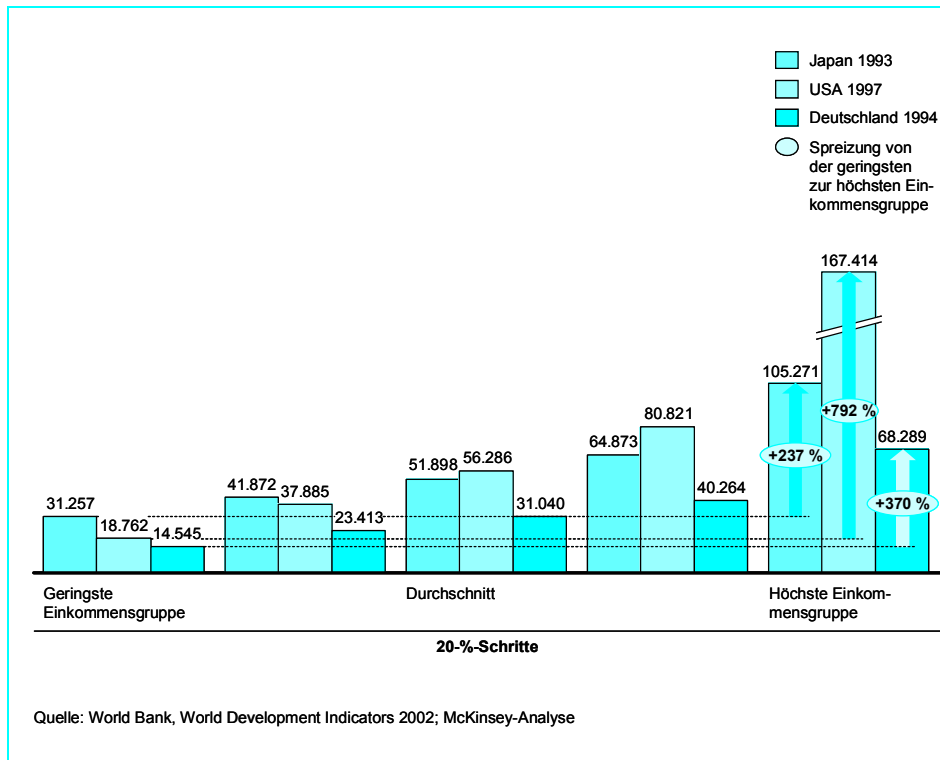


Schaubild 10: Durchschnittliches Einkommen der Privathaushalte nach Einkommensquintilen (in Tausend US-Dollar pro Haushalt)

Diese Zahlen erlauben auch aufschlussreiche Erkenntnisse über die *Verteilung der Einkommen*. In den USA ist die Bandbreite am größten: Hier bekommt die unterste Einkommensgruppe weniger als 5 Prozent des ganzen »Kuchens«, die oberste Einkommensgruppe knapp die Hälfte. Die Spitzengruppe verdient im Schnitt (brutto) etwa neun Mal so viel wie die Niedrigverdiener. Die geringste Streuung hat Japan: Hier haben die Bestverdiener nur das 3,4fache. Deutschland liegt mit Faktor 4,7 näher an Japan als an den USA.

### Haushalte in Deutschland, Japan, USA – wie macht man das verfügbare Einkommen vergleichbar?

Für die Zwecke dieses Vergleichs haben wir einen Durchschnittshaushalt definiert, der – etwas abweichend vom oben beschriebenen statistischen Durchschnitt – aus einem Paar mit Kind besteht, das im Eigenheim lebt (Ausnahme: Deutschland, da hier mehr Familien zur Miete wohnen). Ausgehend vom nominalen Bruttoeinkommen, hier wieder als Durchschnitt der mittleren Einkommensgruppe, haben wir dann alle sonstigen Einnahmen hinzugerechnet, alle anfallenden Abgaben abgezogen und das resultierende Nettoeinkommen um Kaufkraftunterschiede bereinigt (Schaubild 11). So ergibt sich folgende Rechnung:

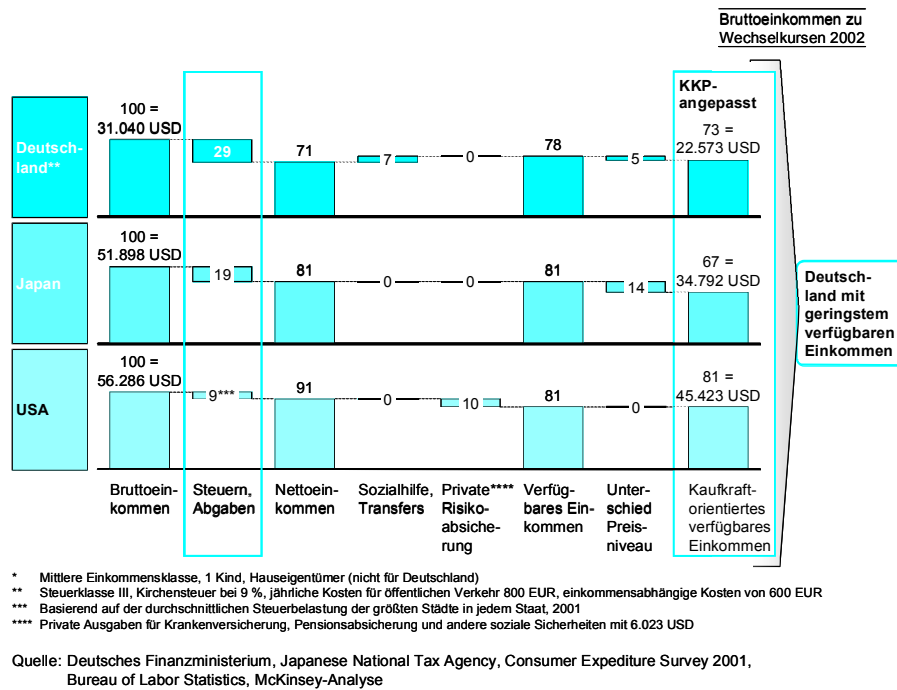


Schaubild 11: Verfügbares Einkommen einer definierten Durchschnittsfamilie\* 2002 (in Prozent)

- Die amerikanische »Mittelverdiener«-Familie hat brutto 56.286 US-Dollar. Abgaben und Steuern betragen bei dieser Einkommensgruppe nur 9 Prozent, allerdings sind 10 Prozent für private Vorsorge zu veranschlagen, um in punkto soziale Sicherheit in etwa auf deutsches Niveau zu kommen. So bleibt ein verfügbares Einkommen von stolzen 45.423 US-Dollar. Hinzu kommt, dass das relative Preisniveau in Amerika am niedrigsten liegt – man kann sich dort also pro US-Dollar den höchsten Konsum leisten.

- Die Japaner starten brutto fast auf gleichem Niveau wie die Amerikaner (51.898 US-Dollar), kommen allerdings nur auf 34.792 US-Dollar verfügbares Einkommen: Hier gehen ebenfalls 19 Prozent an den Staat in Form von Steuern und Abgaben, danach folgt allerdings noch eine 14-prozentige Anpassung aufgrund des hohen Preisniveaus: Bei gleichem Einkommen kann sich ein Japaner etwa 14 Prozent weniger Konsum leisten als ein Amerikaner.
- Die deutsche Familie hat nur etwas mehr als die Hälfte des amerikanischen Bruttoeinkommens: 31.040 US-Dollar. Das davon verbleibende verfügbare Einkommen liegt mit 22.573 US-Dollar sogar unter der Hälfte des amerikanischen Niveaus: Zunächst gehen 29 Prozent an Steuern und Abgaben an den Staat, davon fließen etwa 7 Prozent wieder durch Transferzahlungen zurück. Die verbleibenden 78 Prozent müssen allerdings wegen geringer Kaufkraft – immer im Vergleich zu den USA – nochmals um 5 Prozent gemindert werden.

Um das Verhältnis von Bruttoeinkommen zu tatsächlich verfügbarem Einkommen zu verdeutlichen, schauen wir uns abschließend an, wie der Vergleich für ein gehobenes Einkommen von 75.000 US-Dollar ausfällt: Der amerikanischen Familie bleiben davon 81 Prozent, der japanischen 64 Prozent. Der deutschen Familie bleiben nur 62 Prozent: 36 Prozent gehen an den Staat, nur 3 Prozent kommen zurück, weitere 5 Prozent gehen wegen geringerer Kaufkraft verloren.<sup>17</sup>

Nun ist ja für das persönliche Wohlbefinden nicht nur die Höhe des Einkommens entscheidend, sondern, wie schon erläutert, vor allem auch seine Entwicklung im Verhältnis zu den eigenen Erwartungen und dem Status der »Peer Group«. Aber auch hier schneidet Deutschland nicht allzu gut ab: Während sich das *verfügbare* Einkommen pro Haushalt (nach Steuern, Zulagen etc. – siehe Kasten) seit 1980 in USA mehr als verdreifacht hat, ist es in Deutschland und Japan lediglich auf gut das Doppelte angestiegen (*Schaubild 12*). Der Hauptgrund liegt bei uns sicher in der Wiedervereinigung, die zu einem starken Einbruch mit anschließend relativ langsamem Wachstum führte. Allerdings: Diese Erklärung ist nur bedingt zufriedenstellend, denn schließlich gab es auch in Japan ab Ende der 90er Jahre eine anhaltende Rezession.

Im Zusammenhang mit der Einkommensentwicklung ist auch ein Blick auf die *soziale Mobilität* der Amerikaner interessant: Langfristanalysen zeigen, dass von den US-Haushalten der geringsten Einkommensgruppe etwa die Hälfte innerhalb von zehn Jahren in eine höhere Einkommensgruppe wechseln konnte. 4 Prozent erreichten sogar die absolut höchste Einkommensgruppe: »Vom Tellerwäscher zum Millionär« – den amerikanischen Traum scheint es tatsächlich zu geben. In jedem Fall träumen ihn viele und arbeiten hart daran, ihn zu verwirklichen.

---

<sup>17</sup> McKinsey Research, German Ministry of Finance, Japanese National Tax Agency, Consumer Expenditure Survey 2001, BLS, Government of the Federal State of Columbia.

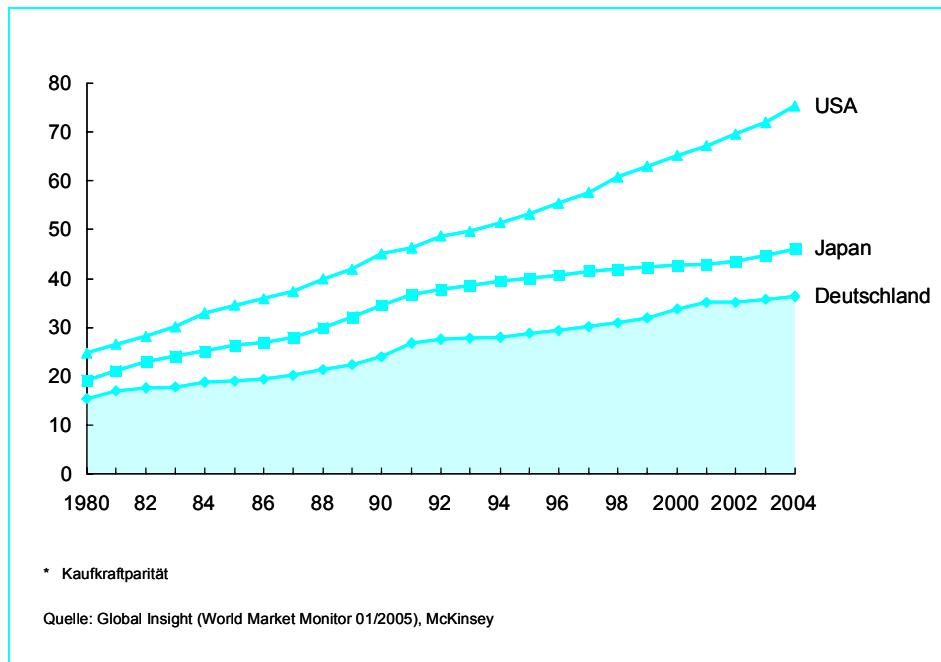


Schaubild 12: Verfügbares Einkommen pro Haushalt (in Tausend US-Dollar (KKP\*))

Abschließend sollten wir uns auch der Kehrseite zuwenden: der *Armut*. Denn die Menschen, die in vielerlei Hinsicht »durch das Netz« gefallen sind (materielle Not wirkt sich ja auf viele Bereiche aus), sind in vielen Statistiken und Einkommens-Übersichten vermutlich gar nicht erfasst. Eine Ausnahme bildet unter anderem der »Human and Income Poverty Index« (Schaubild 13): Hier schneiden Deutschland und Japan recht gut ab, die USA aber erreichten unter den wohlhabenden Ländern nur den 17. Platz. 17 Prozent der Amerikaner leben unter der Armutsgrenze (definiert als 50 Prozent des Durchschnittseinkommens pro Person). 15 Prozent der US-Bevölkerung können sich nicht einmal mit Lebensmitteln versorgen (Deutschland 5 Prozent, Japan 4 Prozent)<sup>18</sup>, 0,2 Prozent – entsprechend 540.000 Menschen – gelten als obdachlos (Deutschland 0,06 Prozent, Japan 0,02 Prozent). Definiert man »obdachlos« als mindestens einmal im Jahr ohne Dach über dem Kopf, steigt diese Zahl in den USA sogar auf 3,5 Millionen Menschen.<sup>19</sup>

18 The Pew global attitude project, Survey: »What the world thinks in 2002«.

19 Japan Ministry of Health, Labor and Welfare 2003, BAGW Germany, Urban Institute US 2000.



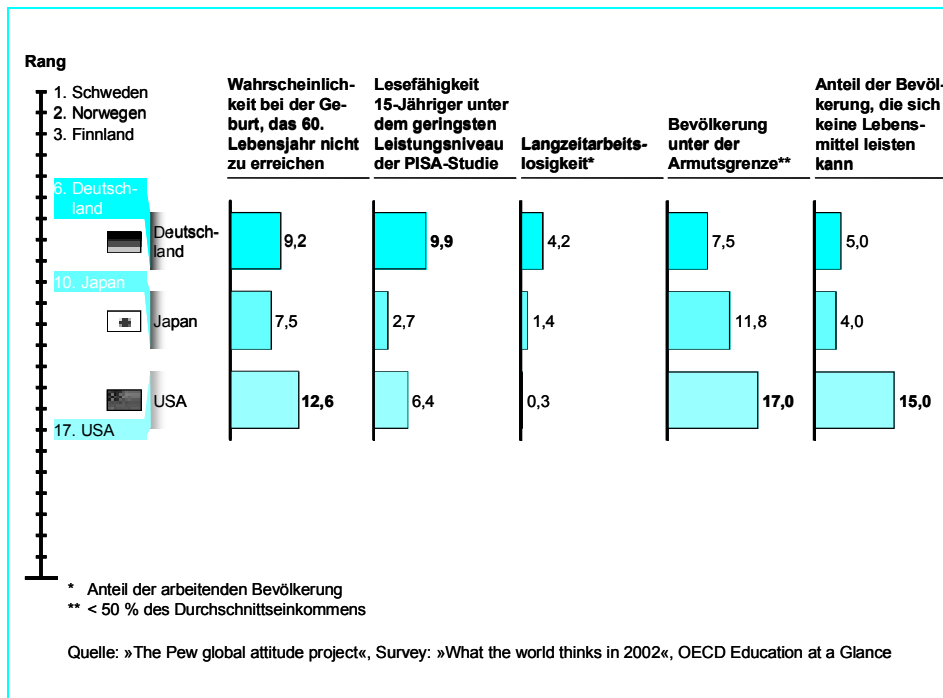


Schaubild 13: Armut und Analphabetentum (in Prozent)

Einige Bevölkerungsgruppen sind hiervon extrem betroffen: So lebt heute fast ein Viertel der Afroamerikaner unter der Armutsgrenze, Tendenz steigend. Allein in der Bronx gilt von den 1,3 Millionen Bewohnern rund ein Drittel als »arm«, erzielt also ein Jahreseinkommen von weniger als 9.400 US-Dollar. Mehr als zwei Drittel der Bewohner der Bronx sind »Hispanics« oder Afroamerikaner. Für viele von ihnen gilt: Wer arm geboren ist, bleibt arm. 13 Prozent ihrer Neugeborenen werden wahrscheinlich das 60. Lebensjahr nicht erreichen. Schlechte Ausbildungsmöglichkeiten und das Umfeld tragen das Ihre dazu bei.<sup>20</sup>

Diese Gruppe der Armen ist in Deutschland und Japan (noch) relativ gering. Doch auch hier zu Lande wächst der Anteil der Sozialhilfeempfänger. Waren dies 1963 nur 1 Prozent der Bevölkerung, sind es heute etwa 3,3 Prozent oder 2,76 Millionen Menschen. Mehr als ein Drittel davon sind Kinder (Tendenz steigend), während der Anteil der armen Menschen über 65 in den letzten Jahrzehnten stark zurückging und heute nur noch 7 Prozent ausmacht. Jede vierte allein erziehende Mutter ist auf Sozialhilfe angewiesen, in der Gruppe mit mehr als drei Kindern ist es jede zweite. Also auch bei uns gibt es »Armut im Reichtum«.<sup>21</sup>

20 Süddeutsche Zeitung, 01.10.2003, S. 7: Ein Armutszeugnis für Amerika, von A. Oldag/US Census Bureau.

21 Süddeutsche Zeitung, 19.11.2003: Armut nimmt zu in Deutschland, von K. Läscher.

Alles in allem vermittelt diese Analyse ein Besorgnis erregendes Bild der Situation in Deutschland: Deutsche Bürger verdienen in allen Einkommensgruppen am wenigsten, die Verdienste sind am wenigsten angewachsen, die Armut steigt. Selbst in den USA, wo zwischen Arm und Reich die größte Lücke klafft und teils auch echte Armut herrscht, sind die Niedrigst-Einkommen im Durchschnitt noch höher als bei uns. Nun werden viele einwenden, diese Rechnungen mit Durchschnitts seien nur statistische Spielereien. Ich meine: Für ein Gesamtbild vom materiellen Wohlstand der drei Gesellschaften sind sie durchaus brauchbar.

### Beschäftigungssituation: Spitzenreiter in Arbeitslosigkeit

Welche herausragende Rolle die Arbeit für die persönliche Zufriedenheit spielt, hatten wir schon erläutert. Umso gravierender müssen sich die gegenwärtigen Entwicklungen in Deutschland auswirken: Derzeit sind hier zu Lande rund 12 Prozent der erwerbsfähigen Personen ohne Arbeit, und damit knapp doppelt so viele wie in den USA oder Japan. Das war nicht immer so (*Schaubild 14*): Anfang der 80er Jahre beispielsweise kletterte die Arbeitslosenrate in den USA auf knapp 10 Prozent, während Deutschland mit Vollbeschäftigung glänzte und fast die Top-Werte Japans erreichte. Bei uns herrschte sogar eher Knappheit an qualifizierten Arbeitskräften; die Studienabgänger wurden stark umworben. Als interessanter Kandidat erhielt man viele Einladungen von den Firmen und konnte auf deren Kosten durchs Land reisen, um sich die attraktivste Arbeitsstelle auszusuchen.

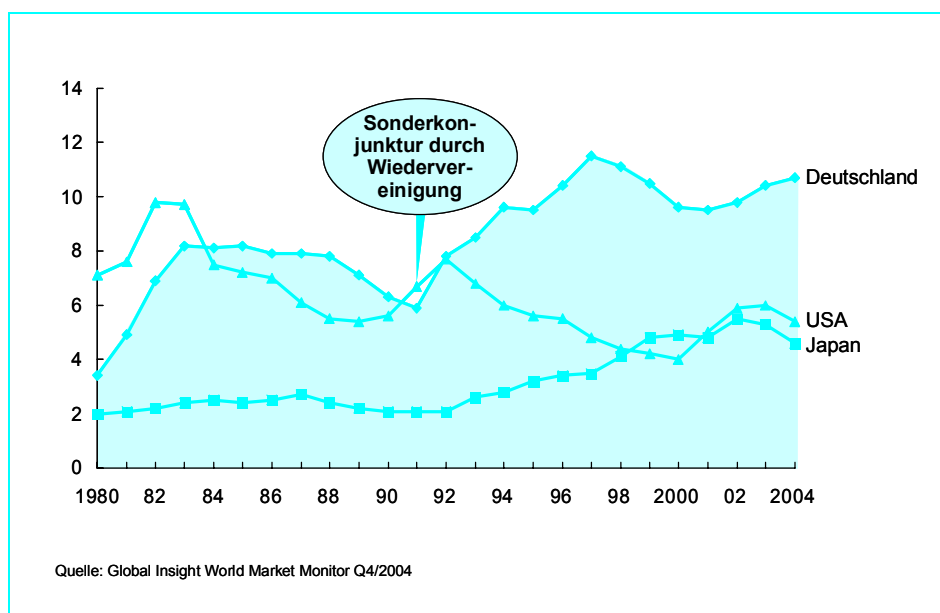


Schaubild 14: Arbeitslosenrate (in Prozent)

Offensichtlich fanden zwischenzeitlich ganz unterschiedliche Entwicklungen statt: Während in Amerika die Arbeitslosigkeit nach und nach abgebaut werden konnte, stieg sie in Japan in den langen Jahren der Depression (seit etwa 1993) langsam, aber stetig an. Erst jetzt konnte sie dort dank einer neuerlichen Aufschwung unter 5 Prozent gedrückt werden. In Deutschland hatten wir zwei große Sprünge in der Arbeitslosenquote: Anfang der 80er auf 8 Prozent, zehn Jahre später – bedingt auch durch die Wiedervereinigung – auf 10 Prozent. Mit Hartz IV sind wir seit 2005 bekanntlich schon über der 12-Prozent-Marke.

Der *Stern* hat vor einem Jahr noch eine ganz andere Rechnung aufgemacht, mit der wir auf mehr als das Anderthalbfache kommen: Rechnet man nämlich zur offiziellen Zahl der Arbeitslosen (Ende Januar 2004: 4,6 Millionen) diejenigen Nicht-Beschäftigten, die sich laut Statistik »in beruflicher Weiterbildung« (207.540) oder »in Reha-Maßnahmen« befinden (44.006) oder die einfach krank geschrieben sind (117.253), außerdem diejenigen, die eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM – 283.968) oder Lehrgänge absolvieren (100.489), sowie alle 58- bis 64-Jährigen, die ja nicht mehr mitgezählt werden (392.000), so ist man schon bei runden 5,74 Millionen. Hinzu kommt eine stille Reserve, die auf etwa 2 Millionen geschätzt wird – darunter beispielsweise Frauen, die nicht arbeitslos gemeldet sind, aber gerne arbeiten würden –, dann landet man bei 7,7 Millionen.<sup>22</sup> Welche Zahl auch immer die richtige, bessere oder wahre ist, sei dahingestellt. Fest steht: Wir bewegen uns auf einem Niveau, das sozial wie auch volkswirtschaftlich inakzeptabel ist.

Extrem hoch ist die Arbeitslosigkeit unter Jugendlichen und vor allem älteren Menschen. Allerdings scheint sich zumindest bei letzteren der Trend jetzt umzukehren – denn während die Politik noch die Frühpensionierung als relativ teure Lösung propagiert, ist auf Seiten der Bevölkerung die Bereitschaft zur Verlängerung der Lebensarbeitszeit gestiegen. So stellte das Deutsche Zentrum für Altersfragen im Mai 2004 fest: »Planten 1996 noch 50 Prozent der Erwerbstätigen, die älter als 40 Jahre waren, spätestens mit 60 in den Ruhestand zu gehen, sind es heute nur noch 35 Prozent.«<sup>23</sup> Ob allerdings der Arbeitsmarkt sie aufnehmen kann, ist eine andere Frage.

## Familie und Umfeld: Scheidungen zunehmend, wenig soziales Engagement

Vergleicht man die Familienstrukturen in den drei Ländern, so zeigen sich auch hier klare Unterschiede (*Schaubild 15*): Deutschland hat die meisten Einzelhaushalte, Japan die meisten Familienhaushalte mit Kindern, in den USA finden wir eine fast gleichmäßige Verteilung. Interessant – da sicherlich von Bedeutung für die Zufriedenheit mit der familiären Situation – ist die Entwicklung der Eheschließungen. Hier liegen die USA mit

<sup>22</sup> Stern 8/2004, S. 21: Arbeitslose: So viele sind's wirklich.

<sup>23</sup> Frankfurter Allgemeine Zeitung, 09.05.2004, S. 36: Mit 67 Jahren fängt das Leben an, von C. Germis.

8,3 pro 1.000 Einwohner (Stand: 2000, Tendenz abnehmend) an der Spitze, gefolgt von Japan (6,4 – Tendenz stabil) und Deutschland als Schlusslicht: Bei uns ist die ohnehin geringe Heiratsrate (5,1) auch am stärksten rückläufig, insbesondere seit der Wiedervereinigung.<sup>24</sup> Fast umgekehrt sieht es bei den Scheidungsraten aus: Hier liegen die USA zwar auf hohem Niveau (ca. 50 Prozent), aber wir haben sie inzwischen fast eingeholt. Auch in Japan ist ein gewisser Aufwärtstrend zu beobachten, jedoch auf weit geringerem Niveau (von 18 auf 32 Prozent)<sup>25</sup>. Die Folgen dieser Tendenz – verbunden mit der ohnehin geringen Geburtenrate hier zu Land – sind hinlänglich bekannt: Nur noch ein Viertel aller deutschen Haushalte sind Familien mit zwei Elternteilen und Kindern, was sich auf die Altersstruktur der Bevölkerung und damit auch auf die Finanzierung unserer Sozialsysteme entsprechend auswirkt.

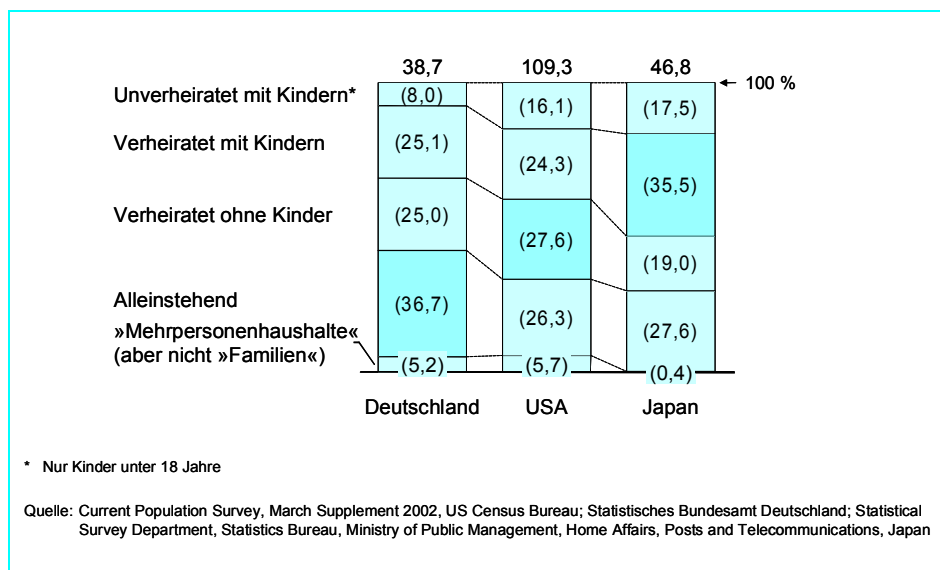


Schaubild 15: Familienstrukturen in den drei Ländern  
(Anzahl Haushalte in Millionen, in Prozent)

Ein weiterer Bereich, in dem es sehr starke Abweichungen gibt, ist die Mitarbeit in sozialen, kirchlichen oder kulturellen Einrichtungen – neudeutsch: »Non-Profit-Organisationen«. Hier zeigen sich die Amerikaner am aktivsten: Auf einen amerikanischen Bürger kommen im Durchschnitt 1,6 Mitgliedschaften, von denen immerhin mehr als die Hälfte aktiv betrieben werden. Die Deutschen weisen zwar eine Mitgliedschaft pro Einwohner auf, davon wird aber nur ein Drittel aktiv betrieben (Japaner: 0,5, davon 0,2 aktiv). Mehr noch: Während sich die Amerikaner hauptsächlich in religiösen Vereini-

24 Statistisches Bundesamt: Statistisches Jahrbuch für das Ausland.  
25 Ebenda.

gungen engagieren, mit Abstand gefolgt von Sport, Kunst, sozialen, politischen und professionellen Einrichtungen, steht bei den Deutschen der Sportverein an erster Stelle, Gewerkschaften und religiöse Einrichtungen an zweiter und dritter Position.<sup>26</sup> In den USA engagiert man sich also relativ stark auf gesellschaftsrelevanten Gebieten, während wir Deutschen stärker freizeitorientiert sind. Dazu passt auch, dass die Amerikaner 2003 rund 240,7 Milliarden US-Dollar gespendet haben – entsprechend etwa 2,2 Prozent des Bruttoinlandsprodukts<sup>27</sup>. In Deutschland belief sich das Spendenaufkommen laut dem Deutschen Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI) im Jahr 2004 nur auf rund 2,3 Milliarden EUR, entsprechend 0,1 Prozent des BIP<sup>28</sup>.

## Sicherheit: Rückläufige Tendenz

In punkto Sicherheit bilden – wie allgemein bekannt sein dürfte – die USA das Schlusslicht, wenn auch in den letzten Jahren eine gewisse Verbesserung zu beobachten ist. Nehmen wir zum Beispiel die Mordraten: Noch Anfang der 90er Jahre kamen jährlich fast zehn von 100.000 amerikanischen Einwohnern gewaltsam ums Leben. Insgesamt waren das etwa 25.000 – das entspricht der Einwohnerzahl einer mittelgroßen Stadt. Inzwischen ist diese Zahl auf unter sechs gesunken. Japan lag und liegt mit etwa einem Mord pro 100.000 Einwohner und Jahr auf einem sehr niedrigen Niveau; diese Rate gilt übrigens auch für große Städte und unabhängig von der Tageszeit.<sup>29</sup>

Deutschland verzeichnete 1993 einen Höchststand von fünf Morden pro 100.000 Einwohner und kam damit erschreckend nahe an amerikanische Verhältnisse heran. Inzwischen hat sich die Mordrate bei gut drei pro 100.000 Einwohner eingependelt<sup>30</sup>. Generell war hier zu Lande nach der Öffnung der Ost-Grenzen ein Anstieg der Kriminalitätsraten zu beobachten, mit einem klaren Schwerpunkt bei Einbrüchen und Diebstählen: Hier liegen wir inzwischen fast gleichauf mit den USA – im Unterschied zu Japan, das wiederum die niedrigsten Werte erreicht, wenn auch seit einigen Jahren mit steigender Tendenz (*Schaubild 16*). Die häufigsten Delikte sind bei uns Autovandalismus und Autodiebstahl, aber auch sexuelle Übergriffe und Raubüberfälle rangieren weit vorne. In Japan dagegen ist das Hauptproblem der »Fahrradklau«.

Kurz: Japan ist mit Abstand das sicherste Land, während wir Deutschen in einigen Bereichen die USA eingeholt haben. Dort zeigt man sich seit einiger Zeit entschlossen, die Kriminalität in den Griff zu bekommen: Die Anzahl an Morden, Diebstählen und Einbrüchen ist in den letzten Jahren stark zurückgegangen, die Anzahl der Häftlinge pro Einwohner dagegen angestiegen: Wurden 1990 noch 150 von 100.000 Einwohnern hinter Gitter gebracht, sind es mittlerweile 450 – also etwa sieben bzw. zwölf Mal so viele

26 Ronald Inglehart et al.; University of Michigan, World Values Surveys and European Values Surveys, 2000.

27 Süddeutsche Zeitung, 22.06.2004/Stiftung »Giving USA«.

28 Süddeutsche Zeitung, 14.12.2004: Die zehn größten Organisationen im Spenden-Spiegel, von B. Finke.

29 Japan/USA: Ministry of Justice; Deutschland: Justizministerium/Bundeskriminalamt.

30 Dito.

wie in Deutschland und Japan (wohl gemerkt: bei insgesamt fast vergleichbaren Kriminalitätsraten)<sup>31</sup>. Ob allerdings durch dieses »Wegsperrren« tatsächlich das Übel an der Wurzel bekämpft wird, ist zu bezweifeln – soll aber hier nicht weiter diskutiert werden.

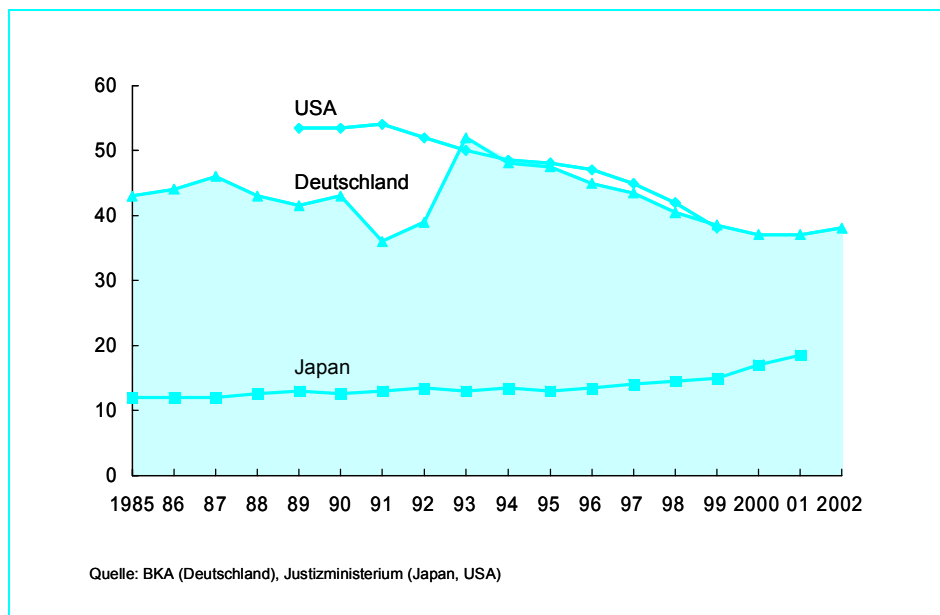


Schaubild 16: Diebstähle pro 1.000 Einwohner (Anzahl)

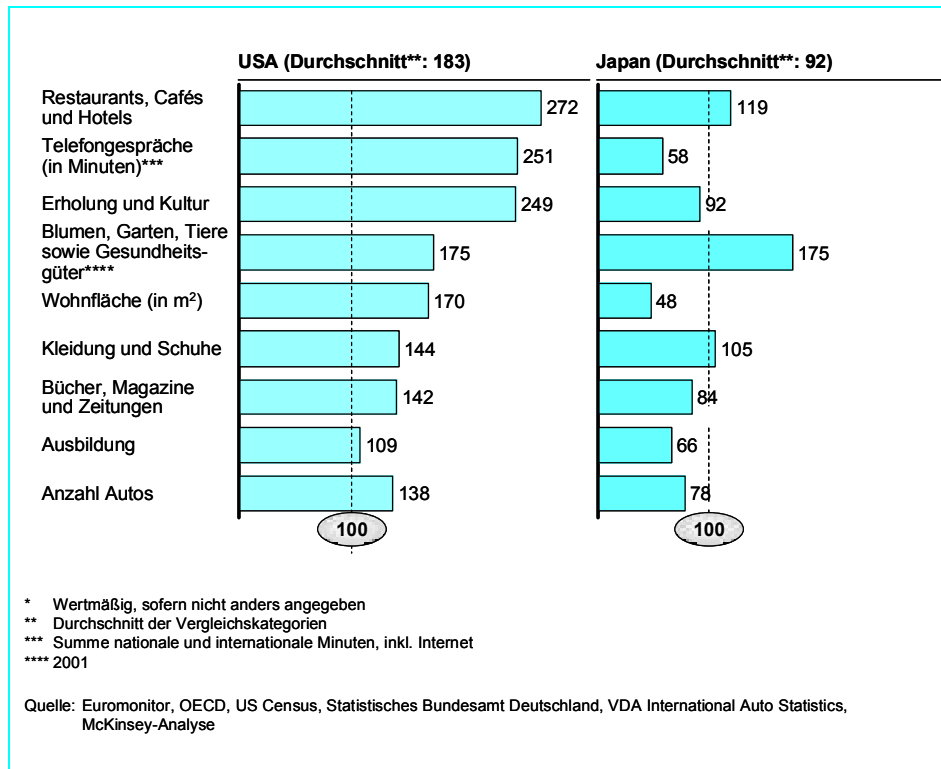
Ein Wort noch zu den paradiesisch anmutenden Verhältnissen in Japan: Natürlich sind sie vor allem dem traditionellen Wertesystem zuzuschreiben, das nach wie vor Bestand hat. Doch es gibt auch eine weitere Erklärung: Das organisierte Verbrechen in Japan hat einen »Ehrenkodex«, der private Bürger quasi schützt. Die Yakuza waren es auch, die beim großen Erdbeben von Kobe als Erste der betroffenen Bevölkerung Hilfe leisteten.

### Zukunftssicherheit: USA weit vorne

Auch eine andere Art von Sicherheit möchte ich hier noch ansprechen: Die Zukunftssicherheit als Ausdruck des Vertrauens in Wirtschaft und Politik. Ein guter Indikator dafür ist die Ausgabenstruktur der Privathaushalte: Denn wer in die Zukunft vertraut, konsumiert tendenziell mehr (was ja, wie gesagt, das Wachstum antreibt) – wer sich unsicher fühlt, legt das Geld eher zurück.

31 United Nations: Seventh Survey on Crime Trends and the Operations of Criminal Justice Systems, 2002.

Beginnen wir mit dem Konsum (*Schaubild 17*): Im Durchschnitt konsumieren die Amerikaner 83 Prozent mehr als die Deutschen. Insbesondere lassen sie zwei- bis dreimal so viel in der Hotellerie und Gastronomie, aber auch für Telefonieren, Gesundheit und Kultur viel ausgegeben. Die Japaner geben 8 Prozent weniger für Konsum aus: Daran dürfte vor allem das hohe Preisniveau schuld sein, aber auch die hohe Sparrate während der Rezession wird sich hier niedergeschlagen haben.



*Schaubild 17: Konsumausgaben pro Kopf\* 2002  
 (Index Deutschland = 100 in unterschiedlichen Kategorien)*

Womit wir beim Thema Sparen wären. Die Sparrate ist zwar in unserem 20-Jahres-Zeitraum in allen drei Ländern stark gesunken<sup>32</sup>, dabei blieben die USA jedoch immer hinter den beiden anderen zurück: Heute liegt die Sparrate dort bei etwa 1 bis 2 Prozent, in Japan bei 6 und in Deutschland bei rund 10 Prozent (hier seit 2003 wieder mit leicht steigender Tendenz). Das Vermögen pro US-Haushalt hat sich im gleichen Zeitraum fast verdoppelt – statistisch gesehen, hat der amerikanische »Durchschnittsbürger« heute fast das Doppelte an Gesamtvermögen und sogar das Dreifache an Geldvermögen im

32 Global Insight, World Market Monitor, 2nd Quarter 2003.

Vergleich zum deutschen. Selbst die Japaner übertrumpfen uns mit einem zweieinhalb Mal so hohen Geldvermögen.<sup>33</sup>

Eine Erklärung hierfür ist – neben den Unterschieden in der Einkommenshöhe – sicher auch in den unterschiedlichen Anlagestrategien zu suchen: Während die US-Bürger über die Hälfte ihres Vermögens in Aktien und Pensionskassen halten, sind es in Japan hauptsächlich Bargeld, Sparkonten und Lebensversicherungen, während in Deutschland Bargeld/Sparkonten, Aktien und Lebensversicherungen bevorzugt werden<sup>34</sup>. Die Amerikaner sind also am risikofreudigsten, die Deutschen und vor allem die Japaner haben ein höheres Sicherheitsbedürfnis.

Dazu scheint auf den ersten Blick auch zu passen, dass der amerikanische Durchschnittshaushalt am stärksten verschuldet ist, nämlich zwei bis dreimal so hoch wie ein deutscher Haushalt<sup>35</sup>. Stellt man diese Schulden allerdings in Relation zum verfügbaren Einkommen, sind die Unterschiede nicht mehr so gewaltig: Dann liegen die USA bei Faktor 1,2, Deutschland bei 1,1, Japan bei 0,85. Und bezieht man die Verschuldung auf das Vermögen, stehen die Amerikaner mit bescheidenen 17 Prozent sogar am besten da, während Deutschland und Japan auf rund 40 Prozent kommen.<sup>36</sup>

## ► Fazit

Natürlich kann dieser Vergleich zwischen den drei Ländern keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Auch ist die Arbeit mit Statistiken immer problematisch: Zum einen werden sie mit unterschiedlichen Methoden definiert und erhoben, zum anderen können sie sehr verschieden interpretiert werden – jeder pickt sich das heraus, was in seine Argumentation passt. Um dennoch so objektiv wie möglich vorzugehen, habe ich (wie erläutert) langfristige Trends berücksichtigt, neben den Durchschnittswerten auch Verteilungen aufgezeigt und eigene Modellrechnungen angestellt. Und ich habe im Gegensatz zu einigen anderen Autoren<sup>37</sup> bewusst *nicht* versucht, durch irgendeine Art von Gewichtung einen Faktor für Lebensqualität zu bestimmen. Zwar käme man auf diese Weise zu einem klaren Ranking, aber es bliebe noch mehr Raum für Manipulation: Ist Kriminalität wichtiger als Gesundheit, Einkommen wichtiger als Freizeit? Das muss jeder für sich selbst bestimmen.

33 Zentralbanken, Office for National Statistics. National accounts, UN, OECD, Babeau and Sbrana, 2003.

34 Flow-of-Funds-Account – Japan, US, Germany. OECD, ...

35 Federal Reserve Board, 2002, Survey of Consumer Finances PFS database; Family Saving Survey.

36 MGI, The coming Demographic Deficit. How Aging Populations Will Reduce Global Savings, January 2005 National Accounts, UN, OECD, Babeau and Sbrana, 2003.

37 Ein renommiertes japanisches Wirtschaftsinstitut hat in einem Vergleich der Gesamt-Lebensqualität in 30 Ländern die Faktoren Gesundheit, Umwelt, Beschäftigung, Bildung, Versorgung mit Konsumgütern sowie makroökonomische Daten einbezogen. Dabei erreichten die USA den 7., Japan den 14. und Deutschland den 16. Rang (Quelle: Japan Center for Socio Economic Development; International Comparison of Overall Quality of Life, 02.04.2004).



Für die durchschnittliche deutsche Familie mit mittlerem Einkommen lässt sich so viel festhalten: Es geht uns immer noch sehr gut, denn wir genießen einen hohen Lebensstandard. Obwohl wir vergleichsweise wenig arbeiten und viel Urlaub haben, kann sich ein relativ hoher Anteil der Deutschen noch ein Eigenheim leisten. Auch sind wir – hauptsächlich durch den Staat – recht gut abgesichert, müssen aber dafür hohe Steuern und Abgaben bezahlen.

Was in den letzten 50 Jahren geschaffen wurde, ist beachtlich und verdient volle Anerkennung. Allerdings ist es auch eine Tatsache, dass sich der Abstand zu anderen Ländern immer weiter vergrößert: Das Einkommenswachstum bleibt hinter den anderen zurück, die Beschäftigungslage ist alarmierend. Gleichzeitig ist unser Zukunftsvertrauen geschwächt: Wer finanziell besser gestellt ist, legt einen großen Teil seines Geldes für schlechtere Zeiten zurück – und zwar in relativ sicheren Anlageformen. Auch die familiären Strukturen brechen auseinander, mehr und mehr wenden wir uns dem individuellen Lebensstil zu. Wir sind das Land mit den meisten Singlehaushalten, jede zweite Ehe wird geschieden, Freizeit und private Interessen sind in den letzten Jahren immer wichtiger geworden. Nicht zuletzt hat die Kriminalitätsrate ein alarmierendes (amerikanisches) Niveau erreicht.

Hier haben wir den auffälligsten Unterschied zu Japan: Dort ist die traditionelle Familie noch weit mehr intakt; Werte, die bei uns verloren gegangen sind, werden konsequenter gelebt. Nicht zuletzt deshalb funktioniert die Absicherung – die immer noch sehr stark auf der Großfamilie basiert – sehr gut, nur wenige Menschen fallen durchs soziale Netz. Japaner arbeiten weit mehr als Deutsche, erzielen dadurch auch höhere Einkommen, können sich allerdings wegen des hohen Preisniveaus trotzdem weit weniger leisten – zumal sie ebenfalls gerne etwas für die Zukunft zurücklegen. Man lebt zwar häufig in den eigenen vier Wänden, diese fallen jedoch in der Regel bescheiden aus. Die allgemeine Sicherheit ist hoch, die Infrastruktur vorbildlich. Da sich aber die Situation der Familien – und damit auch der Glaube an die Regierung – in den letzten zehn Jahren schleichend verschlechtert hat, lassen die Zufriedenheitswerte sehr zu wünschen übrig.

Ganz im Gegensatz dazu sind die USA das am stärksten individualisierte Land. Selbstbestimmung hat dort höchste Priorität, Leistung zählt, man sorgt für sich selbst und übernimmt die eigene Absicherung. Viele sind beschäftigt und arbeiten viel, man ist mobil und akzeptiert auch Billigjobs; dafür erhalten die Amerikaner im Durchschnitt das bei weitem höchste Einkommen und genießen einen sehr hohen Lebensstandard mit weit reichenden Konsummöglichkeiten. 70 Prozent leben in Wohnungen, die für deutsche oder japanische Verhältnisse riesig sind. Auf der anderen Seite gibt es einen gesellschaftlichen »Bodensatz« von 5 bis 10 Prozent der Bürger – je nach Definition –, denen es im Vergleich zur Durchschnittsfamilie extrem schlecht geht. Die Kriminalität ist trotz radikaler Gegenmaßnahmen nach wie vor hoch, der Gesundheitszustand bei einem großen Teil der Bevölkerung bedenklich. Für die meisten Amerikaner ist dies dennoch das ideale Modell: Es birgt ein hohes Risiko, aber auch große Chancen und Freiheiten. Und so sind die meisten durchaus bereit, vom erreichten Wohlstand den Schwächeren etwas abzugeben.

Interessanterweise schlägt sich das hohe Maß an Eigenverantwortung, Risiko und Individualisierung so nieder, dass sich die Bürger gleichzeitig auch weit mehr als bei uns für das Wohl der Allgemeinheit und die Vorgänge im Land verantwortlich fühlen. Oder anders gesagt: Der Staat hält sich aus dem individuellen Leben weitestgehend heraus, »umsorgt« auch seine Bürger nicht so stark wie bei uns – und wird von den Bürgern um so mehr wertgeschätzt. Was zunächst als Paradoxon erscheinen mag, erklärt sich zum Teil sicherlich aus der Mentalität (siehe auch Kapitel V) – aber eben nicht nur.

Aus meiner Sicht sind dies alles faszinierende Aspekte, die wir bei der Suche nach dem optimalen deutschen Modell nicht aus den Augen verlieren sollten.